

Leseprobe aus:

Joey Kelly

America for Sale



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

JOEY KELLY

AMERICA ★ FOR SALE ★

**Von L.A. nach New York:
ohne Geld in weniger als drei Wochen
einmal quer durch die USA**

**Aufgezeichnet von
Ralf Hermersdorfer**

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Reinbek bei Hamburg, Oktober 2014

Copyright © 2014 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

Alle Fotos Thomas Stachelhaus

Karten im Anhang Peter Palm, Berlin

Umschlaggestaltung ZERO Werbeagentur, München

(Umschlagfotos: Thomas Stachelhaus)

Satz Swift und Franklin Gothic, InDesign,

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978 3 499 62931 0

Prolog	7
Mittellos in Santa Monica	9
Ein Bruder in Hollywood	23
Das Zockerparadies von Nevada	35
Eine Weißwurst in Las Vegas	42
In einer Stunde durch drei Staaten	49
Höllенritt durchs Tal des Todes	54
Die verlorenen Söhne der Winnebago	72
Boxenstopp in Salina	79
Nachhilfeunterricht in Colorado	82
Gerettet in den Rocky Mountains	90
Irische Volksweisen in Denver	99
Eine Nacht im Greyhound-Bus	108
Ein Fahrrad und geschenkte Socken	115
Jahrhunderthitze bei Abraham Lincoln	126
Auf zwei Rädern durch Amerika	134
Begegnung mit der Highway Patrol	152
Die Deutschen von Chicago	162
Die Autohändler der North Western Avenue	169
Blauer Himmel über Michigan	179
Land der begrenzten Waffennarren	185

Von Indiana bis nach Pennsylvania	191
Meine Wurzeln im Amisch-Land	197
Mit den Dirty Kids nach Winchester	203
Stille vor dem Weißen Haus	215
Obdachlose Seelen von Baltimore	224
Goodbye ohne Amen	230
Auf dem Truck nach New Jersey	238
Little Joey in Big Apple	243
Mein Weg durch ein anderes Land	257

Anhang

Begleiter und Unterstützer	262
Die Tour-Ausrüstung	264
Die Route	266

PROLOG

Es war tiefster Winter in New York. Zehn Grad minus und ein halber Meter Schnee. Unser Onkel erwartete uns bereits am Flughafen mit einem großen Kastenwagen. Klappe auf und alle Kinder rein. Wir kamen uns vor wie illegale Einwanderer. Sieben Stunden dauerte die Fahrt in dem unbeheizten Transporter nach Boston. Den Holzboden bedeckten wir mit unseren Taschen, damit wir nicht direkt auf den harten Planken liegen mussten, dann kuschelten wir uns in ein paar seltsam riechende Decken.

Wir blieben fast zwei Jahre in den USA, reisten durch zwanzig Staaten und klapperten singend mit unserer Kelly Family die gesamte Ostküste ab. Schließlich arbeiteten wir noch vier Monate in New York auf der Straße. Unsere Haare waren lang und ungezähmt, wir trugen kunterbunte Kleider und sangen von Engeln und dem wunderschönen Irland.

Irgendwann hatte unser Vater genug von dem neuen amerikanischen Lebensstil, dem grenzenlosen Überfluss und der scheinbaren Selbstzufriedenheit, die sich dort breitmachte. 1987 ging es wieder zurück nach Europa.

Mein Vater war davon überzeugt: Glück ist kein Zufall, Glück ist nur eine Frage der Zeit. Und die lange Zeit, die wir hart schufteten, brachte uns auch letztendlich das ersehnte Glück. Unser ganz großer Durchbruch kam Anfang der 1990er Jahre, wir tourten durch die großen Stadien Europas. Als Kelly Family veröffentlichten wir das Album «Over The Hump», das mit sechseinhalb Millionen Exemplaren in Europa auch in Deutschland die meistverkaufte Platte aller Zeiten ist.

Mein Großvater, mein Vater und meine älteren Geschwister sind in den USA geboren. Dadurch habe ich neben meinem irischen sogar einen amerikanischen Pass, obwohl ich in Spanien

zur Welt kam. Zahlreiche Wettkämpfe bestritt ich in den Staaten, darunter zweimal den «Badwater», einen Ultramarathon durch das Tal des Todes, dazu den Ironman auf Hawaii und den Iditasport-Ultramarathon, einhundertsechzig Kilometer non-stop in einem Limit von achtundvierzig Stunden durch die Eiswüste von Alaska. Außerdem absolvierte ich dreimal das Fahrradrennen «Race Across America», mit einer Strecke von über fünftausend Kilometern am Stück. Doch zu keiner Zeit fühlte ich mich wieder wirklich angekommen in den Staaten. Wenn ich einreiste, dann zu einem Wettkampf. Und sofort nach dem Zieleinlauf ging es zurück nach Hause.

Ein Vierteljahrhundert nach unserer Straßen-Tour wollte ich mir einen neuen Eindruck vom Land der scheinbar unbegrenzten Möglichkeiten verschaffen. Und so etwas geht nur, wenn man ganz allein unterwegs ist, damit man auch direkten Kontakt zu den Einheimischen bekommt. Meine Idee war die komplette Durchquerung der USA an einem Stück von West nach Ost, von Los Angeles am Pazifik bis nach New York am Atlantik. Um zu vermeiden, dass es eine Urlaubsreise wird, stellte ich mir eine ganz eigene Herausforderung: Ich würde ohne einen Cent in der Hosentasche starten und mich allein durch Spenden vor Ort oder bezahlte Kurzarbeit finanzieren, übernachten würde ich nur im Freien. Zusätzlich erlegte ich mir die Nutzung verschiedenster Fortbewegungsmittel auf: Mit dem erwirtschafteten Geld würde ich ein Fahrrad und ein Auto kaufen und jeweils eine Strecke damit zurücklegen, außerdem einmal mit einem Überlandbus reisen, mit wildfremden Menschen trampeln, auf einem Truck und mit der Eisenbahn fahren sowie eine Strecke laufen.

Ich habe es geschafft, schneller als gedacht.

MITTELLOS IN SANTA MONICA

Es ist Punkt neun Uhr, ich drehe mich um und schaue auf den Horizont des Ozeans, der von der Sonne beleuchtet wird wie eine glänzende Scheibe. Auch wenn ich am Anfang meiner Reise ganz allein dastehe, ohne Mitstreiter, ohne andere Läufer und ohne Publikum, das fieberhaft auf den Startschuss wartet: Es ist trotzdem ein ganz besonderer Moment für mich, denn ich beginne hier und jetzt mein zweites Solo-Abenteuer nach meinem Deutschlandlauf ein Jahr zuvor. Ab sofort bin ich wieder komplett auf mich allein gestellt – nur ich selbst kann entscheiden, ob ich an irgendeiner Stelle kapitulieren werde, wie viel Zeit ich brauche, ob ich weitergehe oder resigniere, mich vor meiner eigenen Courage verstecke oder den Biss haben werde, bis zum Ziel weiterzumachen. Ich habe keine Ahnung, was mich erwartet. Das macht mich einerseits unruhig, aber es gibt mir im Gegenzug genau diese gewisse Motivation, die ich brauche: einfach loszulaufen und zu sehen, was passiert, um dann situativ zu reagieren. Alles in der Gewissheit, sich bestens vorbereitet zu haben, damit man nichts bereuen muss, was einen ereilen könnte. Dann braucht man sich im Nachhinein keine Vorwürfe zu machen und kann sich mit einer Niederlage besser abfinden, wenn man alles probiert hat. Diese Lebensform ist mir durch unsere Kelly Family nicht fremd, das ist ein nicht zu unterschätzender positiver Aspekt bei meiner anstehenden Reise. Irgendwie wird alles gut. Das war schon immer so, und das wird auch bei meinem Trip durch die USA wieder so laufen, hoffe ich.

Mein Startpunkt ist die bekannteste Landungsbrücke von Los Angeles, der Santa Monica Pier, wo so gut wie jeder zweite Hollywood-Streifen gedreht wurde. Hier, an dem letzten

Holzbalken vor der Wasserkante, wo Hobbyangler ihre Ruten ins Wasser werfen, endet die Route 66, die berühmte «Mother Road», die erste durchgehende Straße der USA von Chicago bis an die Westküste. Auf dem Pier tummeln sich Tausende Menschen, schlecken Eis, fahren mit nostalgischen Karussells und dem Riesenrad, essen Jumbo-Portionen Pommes frites. Es ist ein genussvoller Anblick der sommerlichen Gelassenheit an einem ganz normalen Montag.

Ich bin guter Dinge, blinzele noch mal in die Sonne und schiebe meinen Buggy an. Jetzt geht es los.

Die erste Etappe nach meinem selbst getätigten, imaginären Startschuss ist die scheinbar einfachste Aktion meiner Tour: Ich muss mir Geld besorgen, damit ich von Los Angeles überhaupt wegkomme. Dazu habe ich mir ein schönes Basispaket geschnürt, um die Sache voranzutreiben: einen bunten Reiseprospekt mit meiner geplanten Route, darin die persönlichen Highlights meiner besten Wettkämpfe, illustriert mit Fotos und lustigen Platten-Covern, um zu erklären, dass ich zu Hause mein Leben als sportlicher Musikant bestreite. Wenn mir dann jemand ein paar Dollar schenken sollte, bekommt der Spender von mir als Dankeschön meine Visitenkarte und ein eingeschweißtes vierblättriges Kleeblatt. Die habe ich in mühevoller Kleinarbeit daheim auf der Viehweide gesammelt, auf Zeitungspapier luftgetrocknet, jedes einzelne mit einer Nagelschere ausgeschnitten und zwischen durchsichtige Folie geklebt. Damit ich den Überblick über meine möglichst zahlreichen Wohltäter nicht verliere, habe ich noch ein Schreibheft dabei, um die hoffentlich horrenden Summen und die dazugehörigen Adressen der Geldgeber notieren zu können.

Um möglichst flott von einem Ort zum anderen zu kommen, musste der Familien-Buggy meiner Schwester Patricia dran glauben. Das Teil stand vergessen in ihrer Garage, bis ich mir die

ersten Gedanken um eine optimale Transportmöglichkeit für mein ganzes Amerika-Equipment machen musste. Der Buggy war dafür wie geschaffen: Er hat ein Wetterdach, Plastikreißverschlüsse, ein Sichtfenster, jede Menge Stauraum und dazu kaum Eigengewicht. Meine tollste Idee aber sind die zwei Teleskop-Aluminiumstangen, die ich jeweils links und rechts in den Lenker schieben kann. Da kommen dann eine USA-Flagge und die Deutschland-Fahne oben dran. Damit werde ich garantiert für Aufsehen sorgen und hoffentlich auch spenderwillige Zeitgenossen aktivieren.

Ich werde mein Talent als Bettler gleich mal testen, und zwar auf der Touristenmeile, dem «Ocean Front Walk», einem asphaltierten Strandweg, von haushohen Palmen gesäumt, der zwischen die letzten Gebäude der Stadt und die ersten Sandkörner am Pazifik hingegossen ist. Bis zum Meeresufer sind es ungefähr zweihundert Meter feinsten Sand, auf dem sich Familien mit vollgepackten Picknickkörben tummeln, als ob gleich noch eine ganze Armee zum Mittagessen erwartet würde. Mein Weg führt mich nach Süden bis runter zum «Venice Beach», das sind ungefähr vier Kilometer, also ein entspannter Tagesspaziergang mit hoffentlich voller Kasse am Abend. Die Sonne knallt mächtig runter, es sind dreißig Grad. Die meisten Menschen, die mir begegnen, spazieren locker durch den Tag. Das liegt nicht nur am Wetter, die Kalifornier sind bekannt für ihre durchgehend gute Laune. Wenn ich hier wohnen würde und keine Angst vorm Winter haben müsste, würde es mir wahrscheinlich ähnlich gehen.

Das Gute ist, dass ich die ersten Stunden nicht einmal die Leute ansprechen muss. Mein Geschäftstrick mit der Deutschlandflagge funktioniert prächtig, denn eine Menge deutscher Urlauber erkennen mich, wollen ein Foto machen, mich kurz fragen, was ich denn hier Verrücktes mache oder ob ich gerade einen Werbefilm drehe, was angesichts der Sponsorensamm-

lung auf meinem Trikot durchaus eine berechtigte Frage ist. Viele sind ungläubig, als sie von meinem geplanten Trip ans andere Ende der USA hören, und schieben mir begeistert ein paar Dollar rüber. Die eingeschweißten Kleeblätter gehen weg wie warme Semmeln.

Mein Umsatz steigt stündlich, ich bin überrascht, wie gut das läuft. Ich bekomme von einigen Leuten sogar Essen angeboten, mal einen Riegel oder ein Eis, ein Typ bringt mir sogar einen Burger aus einem Restaurant. Eine Familie aus Schleswig-Holstein fragt mich, wohin ich denn als Nächstes will, sie würden morgen früh weiter nach Las Vegas fahren, und wenn ich will, könnte ich gern umsonst mitkommen. Wir machen einen Treffpunkt aus, zum Abschied drücken sie mir noch zwanzig Dollar in die Hand.

Zahllose Überlebenskünstler aller Schattierungen hängen auf der Promenade ab: verkappte Musiker mit acht Umdrehungen im Schädel, Hobby-Maler mit sonnengegerbter Haut, die beweist, dass sie bereits ihr ganzes Leben hier abgesessen haben müssen, aberwitzige Figuren in Phantasiekostümen, die für namenlose Shops auf Werbetour sind, und Hippies, die nicht wissen, dass man Woodstock nur noch als entwertete Eintrittskarte auf eBay ersteigern kann. Beach Boys mit einem aufreißerischen Lächeln, bei dem selbst Groupies die Beine in die Hand nehmen würden, übermütige Artisten mit Clownsnase im Gesicht, die sogar noch im Handstand Feuer spucken, ohne sich zu verschlucken, und in die Jahre gekommene Obdachlose, die versuchen, durch hippe Sportanzüge nicht aufzufallen, damit die Beach-Polizei sie nicht vom Strand verjagt. Dazwischen trudelt eine große Traube von Touristen, die von Lärm und Hitze völlig überfordert sind. Es gibt hier ständig etwas zu sehen, selbst mit einem Fremdschäm-Effekt ist es durchaus unterhaltsam. Wenn man nicht den Zeitdruck hat wie ich gerade, ist das sicher ein großartiger Platz, um sich einfach hinzusetzen und

die Leute zu bestaunen. Das könnte man den lieben langen Tag machen, ohne dass es auch nur eine Spur langweilig wird.

Ein ganz besonderes Highlight ist der sogenannte «Muscle Beach», ein Open-Air-Trainingsgelände für Bodybuilder, direkt am Wegesrand gelegen, an dem man all die Kraftpakete schön von nahem bewundern kann. Der Strandname hat durchaus seine Berechtigung, denn die Leiber der Testosteron-Monster bestehen aus geschätzten neunzig Prozent Muskeln. Die Typen schaukeln Hanteln mit freiem, frisch eingöltem Oberkörper, als ob sie sich gerade erst warm machen würden. Ich bin nicht der Einzige, der vor den Stahlkäfigen stehend mit offenem Mund zuschaut.



Die Amerikaner, die mich ansprechen, können mich logischerweise nicht kennen, aber sie wollen alle Details wissen – wer ich bin, wohin ich fahre, welche Route ich plane – und zollen mir Respekt für mein Vorhaben. Ich glaube, ich besitze für sie einen Exoten-Bonus. So eine Tour würde wahrscheinlich kaum einer von ihnen machen, weil es für sie zu absurd klingt. Viele US-Bürger verlassen in ihrem ganzen Leben nicht ein einziges Mal ihren eigenen Staat, manche nicht einmal die Stadt oder das Dorf, wo sie geboren wurden. Wenn sie mit mir sprechen, sind sie alle durch die Bank weg freundlich und zuvorkommend, es fällt kein abschätziges Wort oder etwa eine ironische Bemerkung. Das liegt ihnen in der Wiege, sie können nicht anders, als höflich zu sein.

Den Nordamerikanern eilt ja grundsätzlich der Ruf voraus, durch Oberflächlichkeit zu glänzen, weil keiner, außer ihnen selbst, mit der ihnen eigenen Art umgehen kann. Kommt man mit einem US-Amerikaner ins Gespräch, bleibt immer dieser komische Beigeschmack von geheucheltem Interesse im Raum stehen, als ob dein Gegenüber sich nicht wirklich für dich als Person interessieren würde. Dazu gesellt sich der Eindruck, hier meine jeder, alles zu wissen – thematische Unklarheiten werden einfach mit Schwatzen kaschiert. Schuld daran sind die meistens euphorisch geführten Monologe, die unsreinem nicht gerade Bescheidenheit vermitteln. Begrüßt dich ein US-Bürger – egal, ob er dich das erste Mal in seinem Leben sieht oder ein uralter Schulfreund ist, der mit dir vor ewigen Zeiten ein paar Pferde geklaut hat –, sagt er immer kurz und knapp «How are you?». Das ist für den Außenstehenden durchaus als Frage zu erkennen, aber nicht wirklich so gemeint. Der Fragende ist in diesem Augenblick nicht wissbegierig zu erfahren, wie es dir geht. Das ist ein einfaches «Hallo», nicht mehr und nicht weniger, ein unverbindlicher Einstieg in einen Smalltalk. Aber du denkst unweigerlich, du müsstest jetzt gleich im Detail eine kurze Zusammenfassung darüber

abgeben, was aktuell in deinem Leben so passiert. Ich habe mir über die Zeit meiner USA-Reise damit durchaus ein paar Scherze erlaubt und einfach mal ganz ehrlich geantwortet mit «Nicht so gut» oder auch «Mir ging es schon mal besser». Jedes Mal blickte ich dann in erstaunte Gesichter. Das kennen die meisten Amerikaner nicht. Sie erwarten als Antwort immer ein knackiges «I'm fine!» oder «Great!» mit angeschlossener Gegenfrage «And, how are you?». Falls das nicht kommt, sind sie sofort verwirrt. Eigentlich total bekloppt, aber das hat sich hier so eingebürgert. Frage ich dagegen in Deutschland einen Bekannten oder Kollegen «Wie geht's dir?», weiß er sofort, dass mir wirklich etwas an ihm liegt. Sonst hätte ich nämlich nur «Hallo» gesagt.

Genauso verschieden ist auch die Art und Weise, wie sich gute Laune im Gespräch äußern kann. Denn die typische amerikanische Begeisterung macht sich in zwei Empfindungsstufen Luft: Sagt man «It's really cool!», meint man damit, dass man das Ding, die Sache oder die Person, um die es gerade im Gespräch geht, ganz in Ordnung findet, es einem aber ansatzweise auch egal ist. Eine reine Höflichkeitsfloskel. Brüllt dir dein Gegenüber aber ein «It's so great!» ins Gesicht, dann hat sich sein Blutdruck schon drastisch nach oben bewegt. Jetzt findet er das schon so grandios, dass er es dem anderen gar nicht mehr gönnt. Der Kalifornier am «Venice Beach» mag diese Empfindungsäußerung noch ein wenig ausdrucksstärker, das bekräftigt er mit dem schönen Satz: «It's absolutely fucking unbelievable!» Dabei ist es wichtig, die Stimme in der Frequenz einer schrillen Operndiva bis zum Satzende aufrechtzuerhalten. Wenn man dann als Empfänger dieser bombastischen Nachricht das Ganze lässig mit einem Grinsen quittiert, ist man wirklich im inneren Kreis angekommen.

Ein weiteres Zeichen dafür, dass du dazugehörst, ist ein ungefragtes und kräftiges Schulterklopfen als Zustimmung. Danach wirst du «Buddy», also schon Kumpel oder vielmehr Weggefährte, genannt, wie jemand, den man eigentlich schon Jahre ken-



nen müsste, wenn man sich nicht zufällig gerade im Moment das erste Mal im Leben begegnet wäre. In diesem schnell und einseitig geschlossenen Freundschaftsbund werden dann sehr direkte Fragen gestellt und im Gegenzug sämtliche privaten Geschichten erzählt, die man eigentlich gar nicht wissen möchte. Für uns macht das einen eher distanzlosen Eindruck, denn man hat keine Zeit, so richtig miteinander warm zu werden. Aber für die Amerikaner ist das ein Vertrauensbeweis. Ich habe das mehrmals ausprobiert. War ich einmal in den Kumpel-Status aufgenommen, konnte ich meine sogenannten neuen Freunde sogar Wochen später zum ersten Mal anrufen, und sie erinnerten sich trotzdem sofort an mich und boten ohne große Bedenken ihre Hilfe an, und zwar in sämtlichen Belangen. Denn ich war jetzt ihr «Buddy», und das wird auch immer so bleiben. Auch wenn uns bisher nichts weiter verbindet als ein belangloses Gespräch an einer Straßenecke.

Stolz sind die Amerikaner alle auf ihr Land, ihren Pass und ihre vermeintliche Freiheit. Und kaum reden sie mit mir, rattern sie voller Stolz ihren Stammbaum herunter. Wenn ich auf ihre Frage «Where are you from?» entweder meinen irischen oder deutschen Hintergrund ins Spiel bringe, bekomme ich gleich ihre ethnische Geschichte präsentiert: «Yeah? Really? My grandpa is from Ireland!» Spätestens bei diesem Thema hat man sofort eine gemeinsame Gesprächsbasis, denn Ahnenforschung ist ein weitverbreitetes Hobby in den Staaten. Logischerweise kommen die Vorfahren fast aller weißen US-Bürger aus dem alten Europa. Und selbst ein noch so geringer Prozentsatz ursprünglicher Engländer, Spanier, Portugiesen oder Deutscher findet sich in jeder Familie. Am Ende sind sie alle hin und her gerissen: Zwar sind die USA ihre Heimat, aber eigentlich auch nicht. Denn die meisten sind erst in dritter oder vierter Generation hier in diesem Land zu Hause.

Gegen neunzehn Uhr beginnt die Dämmerung, der Trubel auf dem Strandweg kommt allmählich zum Erliegen. Die Leute schlendern heimwärts, machen sich noch mal frisch, um etwas Leckeres essen zu gehen. Das fällt für mich heute alles aus. Ich werde mich jetzt umschauen, wo ich meine erste Nacht unter dem Sternenbanner der Vereinigten Staaten verbringen kann, außerdem muss ich mir noch den Straßenstaub vom Körper spülen. Die öffentlichen Toiletten am Strand von Santa Monica bieten dafür exzellente Bedingungen. In einer abgeschlossenen WC-Kabine hole ich meine Tagesausbeute aus dem Bauchgurt und zähle sie durch. Nachdem ich mir zweimal unsicher bin, ob es wirklich so viel sein kann, sortiere ich die Scheine noch mal nach den aufgedruckten Werten, ganz langsam und ohne Hektik. Es bleibt dabei, auch wenn ich es nicht glauben kann: Ich halte fünfhundertsiebenundfünfzig Dollar in der Hand.

Ich brauche ein paar Minuten, bis ich vor lauter Aufregung wieder klar denken kann. Gerade mal einen Tag bin ich unter-

wegs und habe schon eine unfassbare Spendensumme erwirtschaftet. Vielleicht wird das noch ein Geschäftsmodell, wenn ich wieder in Deutschland bin. Im Tagesdurchschnitt würde ich dann eventuell sogar noch mehr verdienen als zu unseren besten Kelly-Zeiten.

Die Scheine packe ich zurück in meinen unscheinbaren Bauchgurt, nicht zu dick, damit er Taschendieben nicht auffällt, was bei meiner korpulenten Erscheinung sowieso kaum möglich ist. Als ich beim Waschen in den Spiegel schaue, sehe ich einer krebseroten Birne entgegen. Meine Wangen, die dazugehörigen Ohren und der Hals sind verbrannt, die Trennlinie zur weißen Kopfhaut ist klar durch mein getragenes Basecap markiert. An den Füßen sieht es nicht besser aus: Meine nackten Knöchel machen den optischen Eindruck, als ob ich schneeweiße Socken tragen würde. Der Rest der Beine ist rosarot bis zu meinen Shorts hoch. Ich hätte das Sonnenöl vielleicht mehrmals benutzen sollen.

Zwei Stunden und eine Creme-Behandlung später baue ich mir eine behelfsmäßige Unterkunft. In Sichtweite vom Santa Monica Pier, direkt unter einer Baywatch-Station, von wo aus die berühmten TV-Lebensretter Pamela und David früher in Zeitlupe ins Wasser rannten, liegt ein umgedrehtes, hölzernes Fischerboot, von allerlei Gerümpel umgeben. Ich lege meine Plastikplane auf den Sand, schiebe sie unter den Schutz des Bootes und rolle mich in meinen Schlafsack. Jetzt warte ich nur noch drauf, dass das brennende Ziehen meiner Haut langsam nachlässt, damit ich endlich wegnicken kann. Ich muss ein wenig Schlaf nachholen, denn als ich gestern Nacht nach meiner Ankunft in den Staaten das letzte Mal für längere Zeit in einem wohligen Hotelbett lag, war ich durch den ewig langen Flug so überdreht, dass ich zur prophylaktischen Bekämpfung des Jetlags erst mal stundenlang meine E-Mails abgearbeitet hatte. Als ich endlich die Augen zubekam, bemerkte ich das Völlegefühl, dass nicht aus meinem Magen weichen wollte. Ich hatte mir zuvor noch

ein saftiges Rindersteak gegönnt, für neunzehn Dollar, medium. Das lag mir nun wie ein Stein im Magen, was zur Folge hatte, dass ich nicht ansatzweise durchschlafen konnte.

Sobald es dunkel ist, kommen die illegalen Einwanderer an den breiten Strand und suchen sich weit weg von den Lichtern des Piers ein Versteck, um die Nacht zu überbrücken. Von meinem Unterschlupf aus beobachte ich ganze Familien, die mit ihrer Habe am Leib umherirren. Ein Latino mit Rucksack macht sich nur einen Steinwurf von mir entfernt breit, wir werfen uns ein paar Brocken Spanisch zu. Nach zehn Minuten verzieht er sich schnell und leise, wahrscheinlich ist er sich nicht sicher, ob ich ihn an die nächste Streife verpfeifen werde. Übernachten am Strand ist strengstens verboten, genauso wie das Trinken von Alkohol in der Öffentlichkeit. Wer sich hier erwischen lässt, muss mit empfindlichen Strafen rechnen oder wandert gleich mal in den Knast.



Die USA sind bekannt für ihre zum Teil absurden Bestimmungen, einige Gesetze kann man nur schwer nachvollziehen. Besonders in Kalifornien trieb man es die letzten Jahre echt auf die Spitze. So ist es zum Beispiel verboten, Kinder am Überspringen einer Pfütze zu hindern, zwei Babys zur gleichen Zeit in einer Wanne zu baden oder Motten unter einer Straßenlaterne zu jagen. Mehr als zweitausend Schafe darf man nicht gleichzeitig den Hollywood Boulevard runtertreiben, wer auch immer das mal ausprobiert hat. Außerdem dürfen sich Tiere nur paaren, wenn sie das mindestens fünfhundert Meter von einer Kneipe, Schule oder Kirche entfernt erledigen. Frauen ist es zwar gestattet, Auto zu fahren, aber wenn, dann nicht im Hausmantel. Und der Ehemann darf seine Frau mit einem Lederriemen schlagen, allerdings mit einer minimalen Einschränkung: Ist der Riemen breiter als fünf Zentimeter, dann muss die Ehefrau vorher zustimmen. Wer in Kalifornien eine Mausefalle aufstellt, benötigt eine gültige Jagdlizenz. Einen Frosch zu küssen, ist dagegen erlaubt. Man sollte es aber nicht zu weit treiben, denn das Ablecken ist schon wieder verboten. Wer solche Missetaten beobachtet und als Kronzeuge vor Gericht geladen wird, sollte tunlichst vermeiden, im Zeugenstand zu weinen. Denn das ist auch verboten.

Allerdings muss man den Kaliforniern zugutehalten, dass sie weltweit in Sachen NichtraucherGesetze den Ton angeben. Als erster Staat in den USA verbannten sie das Rauchen aus sämtlichen öffentlichen Gebäuden, die Europäer haben die Regelung mehr oder weniger erfolgreich übernommen. Als Raucher gehört man hier in Kalifornien inzwischen zu einer sozialen Randgruppe, die verächtlich beäugt wird. Sogar im Freien darf man sich nicht mehr ungestraft eine Zigarette anzünden: Wer an den Stränden oder in Naturparks beim Rauchen erwischt wird, muss hundert Dollar blechen.

In meiner Familie gab es nur einen Einzigen, der mal geraucht hat, und das ganz ordentlich. Bis zu vier Päckchen am Tag zog

mein Vater durch, und zwar richtiges krautiges Zeug, nämlich die kurzen Pall-Mall-Kippen ohne Filter. Als sich sein erster Nachwuchs ankündigte, war für ihn mit Mitte dreißig Schluss. Keines von uns Kindern hat ihn jemals rauchen sehen, wir haben das erst viel später von einer Tante erfahren. Er hörte von einem Tag auf den anderen auf und fasste nie mehr auch nur eine Kippe an. Mein Vater war danach ein knallharter Verfechter des Nichtrauchens, das blieb für ihn ein ganz sensibles Thema.

Wir Kellys sind zwölf Geschwister, vier Kinder brachte mein Vater aus seiner ersten Ehe mit. Keiner von uns hat jemals geraucht, und falls doch, habe ich es nie erfahren. Nur mein Bruder Johnny ist mal durch Zufall erwischt worden. Wir wohnten zu der Zeit in Spanien, dort haben alle kleinen Jungs heimlich geraucht. Die fanden das cool, weil es völlig normal war, dass alle erwachsenen Männer ständig mit einer Fluppe im Mund umherspazierten. Mein älterer Bruder Paul petzte meinem Vater, dass Johnny hinten im Hof mit zwei Kumpels geraucht hat. Das hätte er mal schön lassen sollen, denn so etwas blieb niemals ungestraft.

Unser Familienoberhaupt war streng, machte nie Kompromisse und hatte die seltene Begabung, Übeltäter regelrecht an die Wand brüllen zu können. Mein Vater gab dann vor versammelter Runde eine stundenlange Moralpredigt mit anschließender Urteilsverkündung. Und das Strafmaß selbst ließ er sich meistens spontan einfallen. Besonders beliebt war bei ihm Hausarrest an möglichst ungemütlichen Orten, wie zum Beispiel im Winter in der zugigen Garage und im Sommer auf dem stickigen Dachboden. War das Vergehen nicht ganz so schlimm, durfte man sich auch mal in der Wohnküche für einen halben Tag eine Zimmerecke ansehen, und das selbstverständlich im Stehen.

Dieses Mal kam jedoch alles ganz anders. Mein Vater rief uns Kinder zu sich, und Johnny ahnte schon, dass er ein richtiges Problem bekommen würde. Vater sagte: «Johnny, ich habe ge-

hört, du kannst mit deinen neun Jahren schon rauchen?» Und dann durchbohrte er ihn schweigend mit seinen stechenden Augen. «Und du sollst das sogar richtig gut können!» Der Ertappte überlegte eine Weile und antwortete ganz einfach mit «Ja.» Alle fragten sich insgeheim, ob er sich vielleicht für einen Tag in die Toilette oder doch in die dunkle Abstellkammer stellen müsste. Aber mein Vater war wie immer vorbereitet. «Na gut», sagte er, «setz dich mal hier hin.» Aus dem Sekretär zauberte er eine Schachtel Zigaretten hervor und gab sie Johnny. «Hier, die Packung ist für dich, und die kannst du gern paffen. Und das nicht irgendwann, sondern jetzt.» Es war ein absurdes Szenario: Auf der einen Seite Johnny, wie er ganz stolz die Zigaretten-schachtel aufriss, um uns zu zeigen, wie er qualmen kann. Und auf der anderen die ganze Familie, die ungläubig zuschaute und sich vor Lachen kaum halten konnte, als er sich hypernervös mit zittrigen Fingern die erste Kippe anzündete. Es dauerte keine halbe Zigarettenlänge, da war er schon blass und grün im Gesicht. Eine Minute später übergab er sich. Den Rest des Tages verbrachte er heulend im Bett.

Johnny hat nie wieder geraucht. Und diese familieninterne Vorführung reichte allen anderen Geschwistern als abschreckendes Beispiel dafür, mit dem Rauchen niemals anzufangen. Auch weil wir Angst hatten, dass der Nächste, der sich erwischen ließ, von unserem Vater nicht nur bloßgestellt, sondern eventuell für immer verstoßen werden würde.